

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

3 (5.1.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Der Wächter der Antarktis

Zum 10jährigen Todestage Sir Ernest Shackleton am 5. Januar

(Nachdruck verboten.)

Am 3. Am Rande der unmittelbaren Insel Süd-Georgien, im Angesicht polarer Gletscherberge, trat ein steinernes Ehrenmal hoch empor. Weit erhebt sich der Felsen übers Meer, als bilde er das Tor der Antarktis. Von seiner obersten Spitze herab aber kündigt ein mächtiges Kreuz den Seefahrern aller Nationen: Hier schläft der kühnsten einer unter den Polarforschern den ewigen Schlaf, hier ruht einer der treuesten Menschen, der Wächter der Antarktis — hier liegt Sir Ernest Shackleton!

Die Treue des Führers

Wenige Tage vor Ausbruch des Weltkrieges verläßt eine große Expedition unter Führung von Shackleton den Hafen von Southampton. Nach Erreichung des Polarmeeres überwindet man auf dem Dampfer, der im Eise festliegt. Doch das Schiff hält den fürchterlichen Eisproben nicht stand. Es wird von den anhängenden Massen in die Höhe gehoben und zerbricht! Die Mannschaft rettet sich auf eine Eishölle.

Man baut Hütten, richtet sich auf langen Meeresküsten ein. Da wird die Scholle mit ihrer Last langsam nach Norden getrieben, kommt in wärmere Gegenden. Jeden Tag leben die Schiffbrüchigen ihren Zuhilfenahme mehr zusammenzuschließen.

457 Tage nach Untergang des Schiffes bricht die Scholle eines Nachts vollends auseinander

Die Mannschaft rettet sich in die vorbereiteten drei Boote. Nach qualvoller Fahrt in den Nebelhöhlen erreichen sie die Eisfanteninsel, ein unbewohntes kleines Eiland.

Wer soll nun hier Hilfe bringen? Eile tut not, denn die Lebensmittel gehen zur Neige!

In dieser aussichtslosen Lage faßt Shackleton einen verzweifelten Entschluß. Mit nur zwei Gefährten will er die nächste Menschenansiedlung über Meer und Land hinweg zu erreichen versuchen. Ein fast hoffnungsloses Unterfangen! Ein kleines offenes Boot soll mehr als tausend Kilometer weit fahren, durch die Winterstürme, in dieser grimmigen Kälte?

Doch das Unlaubliche gesah! Nach sechsbundertägiger, fürchterlicher Fahrt landen die drei Männer irgendwo auf Süd-Georgien an. — Jetzt gilt es noch die nächste menschliche Ansiedlung zu erreichen. In mühevollen Märschen überqueren sie das vergletscherte Gebirge, schließen sich am Ende ihrer Kräfte nach Grytviken, der Walfischfangstation. So elend Shackleton sich fühlt — er denkt nur an die Gefährten auf der Eisfanteninsel und bereitet die Hilfsaktion.

Alle seine Leute wurden gerettet — — — Shackleton und seine Gefährten waren eine Einheit geworden. Als ihm bei einem Vortrage über die Reise und Rettung ein Zuhörer vorwarf, er verdiene jetzt an dem, was seine Mannschaft für ihn geleistet habe, erwiderte er ruhig: „Wenn ein Schiff untergeht, fällt nach dem Gesetz jede Besatzung der Mannschaft fort. Ich habe nach dem Untergang unseres Schiffes meine Mannschaft ein Jahr weiter bezahlt. Jeder erhielt außerdem noch der Rückkehr noch drei Monatsgehälter, um über die erste Zeit hinwegzukommen — und wenn ich heute Vorträge halte, geschieht dies nur, um meine daraus entstehenden Schulden zu begleichen.“

Antritt der längsten Reise

Mit 27 Jahren trieb es den jungen Ernest Shackleton zum erstenmal in die Antarktis, als Teilnehmer an Scotts Südpolar-Expedition. Zwanzig Jahre sind seitdem vergangen. Heute befindet er sich, am Anfang seiner letzten Fahrt, wieder im Hafen von Grytviken.

Man schreibt den 4. Januar 1922. Schon in Wharfedale hatte man die ersten Reparaturen am Schiff machen müssen. Dann begannen am 18. Dezember präkäre Stürme, die am Heiligabend und ersten Weihnachtstage eine solche Seichtigkeit annahm, wie sie Shackleton auf allen seinen Reisen noch nicht erlebt hat. Jetzt ist das Meer gleichmäßig ermodert.

Und doch ist der entschlossene Mann niedergedrückt. Zudem fühlt er sich von neuralgischen Schmerzen in Brust und Rücken geplagt. Am 1. Januar bemerkt er in seinem Tagebuch:

„Nach dem furchtbaren Sturm ist es wieder ruhig und still gewor-

den. So fängt also dieses Jahr gut für uns an. Während der fürchterlichen Sturm tobte, glaubte ich nicht, daß unser Schiff ihn überwinden würde. Die Angst grub sich tief in meine Seele, weil bis zum Schluß des Jahres so viel fehlgegangen war.“

Diese obnungsvolle Stimmung hält an. Am 3. Januar notiert er: „Das Glück scheint im neuen Jahr treu zu bleiben. Aber ich bin schon ein lockerer Grubler geworden, daß ich, wenn es endlich einmal gut geht, immer wieder daran denken muß, was jetzt wohl für neue Schwierigkeiten auf mich lauern.“

Einen Tag später raselt der Anker im Hafen von Grytviken in die Tiefe. Shackleton erinnert sich, wie er vor Jahren serletet und erschöpft hier eintraf. Aber er hat keine Zeit für Gedanken. Viel muß noch erledigt werden — will er doch Grytviken bald wieder verlassen. Heute steht er am Anfang seiner längsten Reise.

In der Nacht erwacht er nach drei Uhr mit heftigen Schmerzen. Er läßt Dr. Madlin, den Mediziner der Expedition, rufen. Der Arzt erscheint nach einigen Minuten. Aber ehe er noch entscheiden kann, was zu tun ist, löst Shackleton ein dumpfes Röcheln aus — Die Uhr zeigt halb vier. Auf dem Tisch liegt aufgeschlagen das Tagebuch. Die letzte Eintragung des Helden der Antarktis lautet: „In dem dämmernden Zwielicht sah ich einen einsamen Stern wie einen Edelstein über der Bucht schweben...“

Künstler wollen tauschen

Neue Wege der Künstlerhilfe — Bilder und Plakate für Nahrung und Kleidung

Im Büro der „Deutschen Künstlerhilfe“ in Berlin wird uns von Malern und Bildhauern, von Schriftstellern und Musikern, von Schauspielern und Sängern erzählt, an deren Türen die bitterste Not pocht. Wir hören Namen von Welt, deren Träger man sich immer als Besitzer feudaler Luxuswohnungen und kostspieliger Autos vorgestellt hat. Die Wirklichkeit ist ganz anders. Maler, deren Werke als Brunnquell in den Galerien hängen, wissen oft nicht, wozu sie das Mittagsessen bezahlen sollen; Schriftsteller, deren Namen jeder Literaturfreund kennt, wohnen heute mühsamer in irgend einem Winkel der Großstadt; Schauspieler, die noch vor wenigen Jahren an erster Stelle auf den Theaterspielen standen, sind heute in der „Schlange“ vor dem Arbeitsnachweis zu finden.

Die Krise hat den freien Selbstarbeiter, den Künstler unverhältnismäßig schwer getroffen. Wer nicht gerade im Zentrum des Tagesinteresses steht, wehrt sich gegen den Zeitgeist, der sich schon bei der Arbeit zu erschöpfen. Und hinter ihm wartet schon die Armut der noch namenlosen, der künstlerische Nachwuchs, der so gut wie überbaut keine Aussicht hat, in absehbarer Zeit sein Können in der Praxis zeigen zu können. Um nur eine Zahl zu nennen: allein in Berlin gibt es viertausend erwerbslos Schauspieler!

Die „Deutsche Künstlerhilfe“ muß also übermenschliche Anstrengungen machen, um auch in einen Teil ihrer Aufgabe, den darstellenden Künsten zu helfen, zu erfüllen. Dabei ist natürlich die wertvollste Form der Wohltätigkeit nicht immer zu umgehen. Die Künstlerhilfe, vor wenigen Wochen erst gegründet, konnte schon in den ersten vierzehn Tagen mehrere Tausend Mark an die ihr angeschlossenen Organisationen — den Reichsverband bildender Künstler, der Notgemeinschaft des deutschen Schriftstums, die Bühnengewerkschaft und den Verband der Tonkünstler — verteilen; Veranlassung gestellt haben, trauen dazu bei.

Über keinen Künstler ist mit ein paar Mark, die man ihm als „milde Gabe“ in die Hand drückt, wahrhaftig geholfen. Der leidliche Hunger kann damit gestillt werden — nicht aber der seelische, der meist schlimmer ist: der Hunger nach sinnvollem Arbeiten, nach Anerkennung und geistigem Erfolg. Aus diesem Gedanken heraus will die Künstlerhilfe ein Werk in Angriff nehmen, das weit über den Kreis der notleidenden Künstler hinaus bei all denen Interesse und Sympathie finden wird, denen die Kunst nicht Luxus, sondern Bestandteil des Lebens bedeutet.

Die Künstlerhilfe will Kunst tauschen, gegen Waren jeder Art: Lebensmittel und Kleider, Möbel und andere Gegenstände des täglichen Bedarfs. Das Geld ist knapp, aber Waren gibt es übergenug. Wenn der Bauer das Finanzamt bittet, seine Steuern in Naturalien bezahlen zu dürfen, so ist das — mehr noch als die Tauschprojekte, die an den grünen Tischen der Weltwirtschaftskonferenzen aufgetaucht sind — ein Zeichen dafür, daß unter den augenblicklichen Verhältnissen mit der „antiken“ Form des Tauschbonds mehr zu erreichen ist als mit noch so billigen Preisen.

Ein Komitee von drei Künstlern und einem Kaufmann nimmt die Angebote der Künstler wie der Kunstinteressenten entgegen; die Arbeit dieses Ausschusses besteht darin, die beiderseitigen Wünsche in Einklang zu bringen und die Parteien einander zuzuführen: so wird etwa ein Maler einen neuen Anzug brauchen, ein Schneidermeister dagegen ein Gemälde haben wollen. Oder ein Bildhauer möchte ein Jahr lang gratis einem Bildhauer, der ihm eine Werkstatt überläßt, das Brot liefern. Oder der Möbelhändler läßt sich gegen eine komplette Kücheneinrichtung lebensgroß in Öl porträtieren... Anwendungsmöglichkeiten gibt es genug, und sicher auch Kunstfreunde, die gern die neue Art des Kunsthandels mitmachen wollen.

Allerdings — für Schriftsteller, Musiker und Schauspieler hat man bisher noch keine Tauschformel finden können. Theoretisch könnte man sich zwar vorstellen, daß der Sigarenhändler sich zur Silberhochzeit ein Gelegenheitsgedicht machen läßt und dem Dichter dafür seinen Zigarettenbedarf liefert; daß der Musiker vom Schuster für ein nach Maß komponiertes Lied ein Paar Schuhe erhält oder der Schauspieler ein neues Hemd für die Reitation einer Ballade beim Familienfest des Weibwarenhandlers. Aber trotz ein Umfange des Kunsthandels wird wohl bis auf weiteres Utopie bleiben.

Vorläufig bleibt der Wirkungskreis des Kunsthandels der Künstlerhilfe auf Berlin beschränkt. Sicher wird man jedoch auch in anderen Städten des Reiches ähnliche Organisationen ins Leben rufen, die sich darum bemühen, dem schaffenden Künstler Arbeit zu geben und in ihm das Bewußtsein zu erwecken, daß er in seiner Mission für das geistige Leben des Volkes nicht auf rettungslos verlorenem Posten kämpft.

Theater und Musik

Badisches Landestheater. Das Gastspiel der indischen Tänzer Uday Shan-Aar und Sanki mit ihrem Hindustanorchester am Mittwoch, 6. Januar, dürfte in seiner Eigenart als ein Zeugnis uralter künstlerischer Kultur gerade in diesen Tagen, die das heroische Ringen des indischen Volkes um sein nationales Sein wieder in den Vordergrund des Weltgeschehens gerückt haben, besondere Bedeutung gewinnen. Diese indischen Tänzer haben in diesem Theaterwinter bereits an über einem Dutzend erster deutscher Bühnen gastiert und einen ungeheuren Eindruck hinterlassen. Sie auszuüben, wie man sieht, eine ganz neue Marschmusik, unwirklich, traumhaft, fast unirdisch, vor die Sinne und sieben den Zuschauer unwiderstehlich in den Bann eines großen Wunders inmitten einer entzückten Welt. Als ein Höhepunkt wird der Schwerttanz gerühmt, dazu die Wohlart und Ueberrauschung, die die erlebte Pracht der Kostüme für das Auge, die Magie der seltsamen Musik für das Ohr bewahren. Alles in allem steht ein Theaterabend bevor, der sich zweifellos dem Gedächtnis derer, die ihn erleben werden, unauslöschlich einprägen wird.

Allerlei

Der Schmuggel nach England wächst. Während vor dem Kriege eigentlich nur Alkohol und Tabak nach England eingeschmuggelt wurden, liegen in den letzten Jahren auf Seide, Parfüms, Antikfarben, Uhren und so weiter, so hohe Bölle, daß der Schmuggelhandels lebhaft in Blüte steht. Es ist berechnet worden, daß der Staatsschatz jährlich etwa ein bis zwei Millionen Pfund durch diesen Schmuggel verloren gehen. In der Hauptstadt bedienen sich die Schmuggler neuerdings der Luftfahrzeuge, mit denen große Pakete Drogen und Seidenstoffe vom Festland herübergebracht und in den abgelegeneren Teilen von Norfolk und Suffolk in einiger Entfernung von der Küste abgeworfen werden. Natürlich ist diesen aber nach wie vor die Motorboote eine große Rolle bei diesem unrechtmäßigen Handel. Durch die neuen Zollgesetze wird dieser Schmuggel noch umfangreicher werden.

Anton Eisenhut

Eine Erzählung aus dem Bauernkrieg

Von Eugen Singer, Karlsruhe

Nachdruckverbot nur durch Verlagsdruckerei Volkshaus Gmbh., Karlsruhe

22

Eisenhut griff in seine Taschen und zog Brot und ein Stück getrocknetes Fleisch heraus. „Da nehmt und esst. Seid stark Freunde und laßt euch nicht niederbeugen von der Schwere dieses Lebens. Wir wollen ruhen und vorerst noch nicht an morgen denken.“

Der Abend brach still herein. Im dunkelblauen Raume der erhabenen Unendlichkeit hatte sich die nun viel größer erscheinende Sonne, wie eine glutrote Feuerkugel dem fast lichtgelen Himmelstempel näherte und versank sichtbar langsam hinter den Bergen, die in einem Schleier violetter Dämmerung lagen. Allmählich glitten auch die unsicheren Umrisse der Berge in die Schatten der Nacht, die sich schweigend über die Einsamkeit der vier verlassen Menschen legte.

Die dunkle Nacht verhüllte die Vorbereitungen zum Ende des Schauspiel, das die Bauern ihren Feinden geben mußten.

Die Stadt Bruchsal mußte ihre Tore öffnen. Das kurfürstliche Heer, voraus der Kurfürst und Marschall von Habern, zog ein. Die Bürger und Bauern knieten, das entblößte Haupt tief zur Erde geneigt, die Straßen entlang, der Gnade des Fürsten mit Leib und Gut preisgegeben. In Prunk und Staat, hoch und stolz zu Ross, Kurfürst, Marschall, Ritter und Geistlichkeit, in Lumpen und im Elend die Bauern zu Boden.

Nach am gleichen Abend mußten die Räte der Stadt sich auf dem Schloßhofe versammeln und die Namen der Aufrechter angeben, damit die Empörer und Aufwiegler des Volkes zum abschreckenden Beispiel nach Gebühr bestraft werden. Aus der Versammlung der Räte heraus wurden etwa siebzig Namen genannt. Marschall von Habern ließ die Bezeichneten in der Stadt aufsuchen und festnehmen. Die Häupter hatten hierbei leichtes Spiel, denn die Bauern selbst halfen dabei mit, froh und glücklich ihren Kopf zu retten. Man brachte die siebzig Genannten fast alle zusammen. Auf Befehl des Kurfürsten wurden sie in dem engen Untergeschoß des Schloßturms über Nacht in Gewahrsam gehalten. Die ganze Nacht hindurch erscholl aus dem Turm lautes Beten,

Heulen und klägliches Jammern, das weit in der Umgebung zu hören war. Graufen und Jittern besaß Bürger und Bauern.

Am frühen Morgen, da die Unglücklichen, triefend vor Schweiß, aus dem Gefäß geholt wurden, machte man die Feststellung, daß zwölf der Gefangenen erstickt waren.

In den Türen und Fenstern standen Fürst, Grafen, Ritter, zum Teil mit ihren Frauen und die hohe Geistlichkeit, um dem furchtbaren Strafgericht, das nun über die Bauern hereinbrach, zuzuschauen.

Die Schloßknechte hatten soeben den letzten Bauer aus dem Turm mit roher Gewalt herausgerafft. Es war ein noch blutjunger, kraushaariger Burche, die blauen Augen in Todesangst weit geöffnet. Krampfhaft krallte er sich an den Tücheln des Turmes fest, so daß die Knechte alle Kraft anwenden mußten, um ihn zu den anderen Gefangenen zu stoßen, die im Halbkreis um das Gerüst knieten. Daneben stand der Henker, bereitwillig sich auf das schwere Nichtschwert stützend. Die im Turm erstickten zwölf hatten die Knechte an den Beinen herausgezogen und nebeneinander im Hofe liegen lassen, aber so, daß die Bauern sie sehen mußten.

Ein Wind des Kurfürsten und die Knechte stießen die ersten fünf Bauernhauptleute auf das niedere Gerüst. Grauenhaft stand die Todesangst auf den bleichen Gesichtern der Verurteilten. Der Henker von Weidelsberg aber waltete mit Eifer und Genauigkeit seines blutigen Amtes. Bei jedem Schlag und beim Anblick der zuckenden Körper, des fließenden Blutes und der vom Gerüst herabrollenden Köpfe, schrien die knienden Bauern erbärmlich um Gnade. Den unglücklichen Menschen droff der Todeshauch in Wächlein die verzerrten Gesichter herab.

Wieder knieten fünf der elenden Schar auf dem Blutgerüst. Mit auf den Rücken gebundenen Händen, entblößtem Oberkörper und mit weitvorgestem Hals, gräßliche Todesangst, schielten sie nach dem Henker.

Da drang von draußen Pferdegetampel herein, und es wurde ungesähm an das Tor gepöcht. Befehle und Rufe wurden laut.

Der Kurfürst gab das Zeichen zum Öffnen des Tores. Eine kleine Schar bewaffneter Reiter stieg in den Hof. Voraus Michael von Sternensfeld, der sich dem Henker nahe, in dem der Kurfürst stand.

„Ehrfürchtigen Gruß übermittelt durch mich der Bundeshauptmann Georg Truchseß von Waldburg. Er überläßt dem Kurfürsten den Aufrechter und Empörer, den Pfarrer Anton Eisenhut, den Anführer der Kraichgauer Bauern, deren Uebelthaten genugsam bekannt sind.“

Michael von Sternensfeld rief seinen Reitern einige Worte zu. Der Ring der Reifigen öffnete sich und man sah Eisenhut und Hohenbild, daneben Gebhard Buz, mit Stücken auf den Pferden festgebunden.

Der Kurfürst bog sich weit aus dem Fenster und rief Michael von Sternensfeld näher zu sich heran. Auf seine Frage, wie ihm der gute Fang gelungen sei, nannte der Ritter die Verdienste des Landjährenbers Goller aus Bretten. Der Fürst befaß Goller und Sternensfeld zu sich. Die Unterredung war kurz. Marschall von Habern verkündete, daß der Landjährenber Goller zum kurfürstlichen Rat ernannt worden sei. Durch ihn war die Befangennahme Eisenhuts ermöglicht worden. Mattes habe den Knecht in Bruchsal nach langem Auskundschaffen beobachtet und als Bauer verkleidet dessen Umgebung ausgehört. An Gollers Stelle wird deshalb Mattes als Landjährenber treten.

Auf Anordnung des Kurfürsten wurden die vier Gefangenen unter sein Fenster geführt.

Als Eisenhut über den Hof schritt, blieb er einen Augenblick stehen, betrachtete kurz die kopflosen Rumpfe in ihrem Blut und die zwölf Ersticken, die mit blutroten aufgedunsenen Gesicht, mit flierenden Augen und offenem Munde dalagen. Weiter ging sein Blick über die im Staube knienden Bauern und sein männlich schönes Antlitz, das vorher einen namenlos traurigen und müden Ausdruck zeigte, nahm plötzlich jene Härte und Entschlossenheit an, die Achtung gebietet. Die hellen Augen blühten wie Stabklingen, als er zu den Fenstern hinauf sah, wo der Fürst, die Ritter und die Geistlichkeit standen. Er erblickte unter den Frauen die Tochter des Grundherrn von Menzingen, Margareta. Ein unausgesprochenes Bohn ließ Eisenhut in ein unmenschliches Lachen ausbrechen. Herausfordernd und drohend widerhallte es an den Mauern. Als es verklungen war, lag tiefe Stille über dem Schloßhof. Eisenhut hatte in grenzenloser Traurigkeit und Qual tief das Haupt gesenkt. Mensch, Tier und Stein schienen zu erschauern.

Jetzt hoch aufgerichtet, mit festem Schritt, daß der Schall der Tritte sich an den Mauern brach, begab sich Eisenhut vor den Kurfürsten.

Ohne erst eine Frage abzuwarten rief Eisenhut laut über den schaurigen Platz:

„Hier steht Anton Eisenhut, der Feldhauptmann der Kraichgauer Bauernschaft, ein Freund des armen Mannes. Was braucht ihr ein Verhör? Ich gefesse frei und offen, den Bauern von der Freiheit eines jeden Christenmenschen und von der großen heiligen Menschen- und Nächstenliebe gepredigt zu haben.“

(Schluß folgt.)